

Bobby, der Weihnachtshund

Carin. Koeberle

Kurt Hartmann stand am Küchenfenster und sah besorgt dem immer dichter werdenden Schneetreiben zu. Seit dem Tod seiner Frau vor gut einem Jahr lebte er alleine in dem großzügigen Bungalow. Er liebte dieses Haus, aber Schnee schippen gehörte nicht dazu. Eine Stunde später wurde es heller, sogar die Sonne riskierte einen Blick auf den weißen Teppich, der sich sanft über das Land gelegt hatte.

Kurt war trotz seiner einundachtzig Jahre eigentlich immer noch eine stattliche Erscheinung. In den letzten Monaten hatte er sich allerdings zusehends verändert. Die Einsamkeit hatte seinen blauen Augen den Glanz genommen, seine hochgewachsene schlanke Gestalt gebeugt. Jetzt, zwei Wochen vor Weihnachten, wurde er sich der Leere in seinem Leben besonders bewusst. Schwerfällig machte er sich daran, die kleine Schneefrüse anzuwerfen. Während er sie den Gehweg vor dem Haus und der Garageneinfahrt rauf und runter schob, fiel sein Blick zur Straßenecke. Dort saß neben dem Laternenpfahl ein ziemlich großer, zottiger Hund.

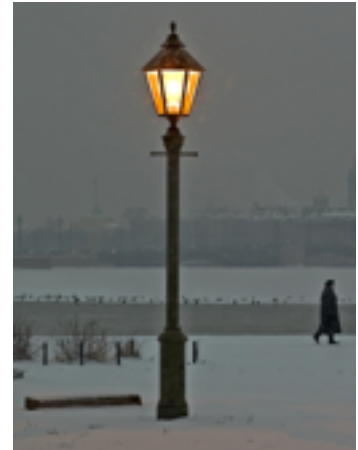
„Na, den hätten sie aber bei dem Wetter auch mit ins Haus lassen können“, dachte Kurt. Er nahm an, dass die Besitzer in einem der Nachbarhäuser einen Besuch abstatteten.

Am folgenden Tag war es zwar kalt, aber sonnig. Kurt entschloss sich aus einem unerfindlichen Grund, einen kleinen Spaziergang zu machen. Er konnte sich nicht erinnern, wann er das zum letzten Mal getan hatte. Als er an die Straßenecke kam, saß da wieder der Hund.

„Musst du schon wieder vor der Tür bleiben?“ Er strich ihm mitfühlend über das grauweiße Fell und überlegte, ob das wohl ein Bobtail war. Das große Tier leckte zutraulich seine Hand und sah ihn hinter einer Gardine aus langen Haaren traurig an.

Als Kurt Hartmann am folgenden Tag zur Mittagszeit zufällig aus dem Küchenfenster sah, saß der Bobtail vor seinem Gartentor. „Na so was!“ rief Kurt erstaunt aus und eilte mit einem Stückchen Wurst vor die Tür.

„Was machst du denn hier?“ fragte er und gab dem Hund die Wurst, die dieser gierig hinunterschlang. Kurt strich ihm übers Fell, das sich kalt und stumpf anfühlte.



„Du zitterst ja vor Kälte, mein Freund. – Komm rein und wärm dich auf,“ sagte er aufmunternd und ging zur Haustür zurück. Der Hund folgte ihm sofort. Kurt holte seinem tierischen Gast eine Decke, die er vor dem Kamin ausbreitete.

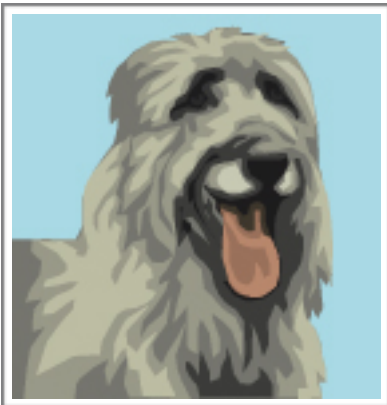
„So, hier kannst du dich erst einmal aufwärmen, und dann gibt es etwas Gutes für dich zu essen.“ Kurt eilte in die Küche, um sein Versprechen in die Tat umzusetzen. Aber das war einfacher gesagt als getan. Er sah sich in der Küche um und überlegte: ‚Was soll ich ihm denn geben?‘ Er hatte noch nie einen Hund gehabt, wusste aber, dass sie kein Essen vom Tisch der Menschen bekommen sollten. Er hatte aber nur noch ein paar Reste seines eigenen Mittagessens.

‚Da wird er bestimmt nicht gleich krank davon. – Einmal ist kein mal!‘

Kurz entschlossen häufte er die Kartoffel- und Gemüsereste auf einen Teller, mischte alles durch und trug es mit einer Schale lauwarmem Wasser zum Kamin.

„Mehr kann ich dir heute leider nicht bieten,“ bedauerte er. Der Hund erhob sich rasch, leckte Kurts Hand und machte sich über den Teller und das Wasser her. Bevor es sich sein Gastgeber in dem Sessel vor dem Kamin so richtig bequem gemacht hatte, war der Teller blank geleckt und die Wasserschüssel leer.

„Na du hast aber Kohldampf gehabt!“ staunte der alte Herr. „Nachdem du so schön aufgeessen hast, bleibt das Wetter auch ganz bestimmt schön.“ Er kraulte das verfilzte und ziemlich schmutzige Fell. Der große Hund legte sich zufrieden wieder auf die Decke und schlief kurz darauf ein.



Für den Rest des Tages schlich Kurt Hartmann auf leisen Sohlen durchs Haus, um ihn ja nicht zu wecken. Gleich morgen früh würde er im Supermarkt ordentliches Hundefutter kaufen. Er setzte sich an den PC und informierte sich über Hunde im Allgemeinen und Bobtails im Besonderen. Er erfuhr, dass es sich dabei um eine alte englische Hunderasse handelte, die als guter Jagdhund gilt, aber auch als englischer Schäferhund bekannt ist.

In dieser Nacht schlief Kurt Hartmann das erste Mal seit langem wieder gut. Als er am Morgen aufstand, hockte sein Gast bereits Schwanz wedelnd im Türrahmen. Nach einem gemeinsamen Frühstück, das für den Bobtail nochmals nicht Hunde gerecht ausfiel und Kurt ein schlechtes Gewissen bescherte, machte sich der Hausherr auf zum Einkauf. Der Hund blieb wie selbstverständlich auf seiner Decke vor dem Kamin zurück.

Als Kurt an der Straßenecke vorbeikam, wurde ihm klar, dass er den Besitzer des Hundes ausfindig machen musste. Er entschloss sich, einen Zettel an den Laternenpfahl zu kleben: Hund zugelaufen, abzuholen bei usw. Er hatte zu seiner

Überraschung festgestellt, dass der Hund kein Halsband trug und auch keine Markierung hatte.

In den nächsten Tagen setzte Tauwetter ein. Der Hund, der inzwischen auf den Namen ‚Bobby‘ hörte, war bereits zu einem festen Bestandteil von Kurts Alltag geworden, der nur vom täglichen bangen Blick zu dem Laternenpfahl an der Ecke getrübt wurde. Aber der Zettel mit Kurt Hartmanns Telefonnummer hing immer noch dort. Niemand schien den Bobtail zu vermissen.

Die Tage vergingen wie im Flug. Bobby hatte inzwischen einen ausgiebigen Besuch im Hundesalon hinter sich, und nun sah man, was für ein prächtiges, noch junges Exemplar seiner Rasse er war. Er war ein äußerst aufmerksamer Zuhörer, und so kannte er nicht nur Kurts Lebensgeschichte, sondern auch so manches Geheimnis des alten Herrn, das dieser nicht einmal seiner Frau anvertraut hatte. Abends, wenn sie gemeinsam vor dem Kamin saßen, Kurt bei einem guten Glas Bordeaux, er bei einem guten Hundeknochen, erzählte Kurt aus seinem langen Leben. So viel wie in diesen paar Tagen hatte Kurt Hartmann das ganze letzte Jahr nicht geredet, und es fiel ihm immer noch mehr ein, was er Bobby unbedingt erzählen musste. Zwei Tage vor Heilig Abend kauften sie gemeinsam einen kleinen, aber gut gewachsenen Weihnachtsbaum. Unter Bobby's kritischem Kennerblick schmückte Kurt den Baum mit glänzenden Glaskugeln, Lametta und richtigen Kerzen. „Du weißt, dass du da nicht zu nahe dran vorbei gehen darfst, sonst wird dir ganz schön heiß im Pelz,“ scherzte Kurt. Bobby quittierte das mit einem kurzen`Wuff: Was denkst du denn, ich bin doch nicht blöd!

„Na dann ist es ja gut.“

Am Heiligen Abend wurde Kurt schwer ums Herz. Was sollte er tun, wenn Bobbys Besitzer sich doch noch meldeten? Bobby wieder hergeben? Allein der Gedanke daran bereitete ihm körperliche Schmerzen. Er überlegte den ganzen Vormittag. Bobby, der fühlte, dass etwas seinem Freund großen Kummer bereitete, schmiegte sich eng an ihn und ließ ihn keine Sekunde allein. Selbst wenn Kurt das Badezimmer aufsuchte, blieb er vor der Tür sitzen.

Am frühen Nachmittag hatte Kurt seine Entscheidung getroffen.

„Komm Bobby, wir gehen ein Stück spazieren. Wir haben etwas wichtiges zu erledigen.“

Zielstrebig ging Kurt zur Straßenecke, entfernte entschlossen den Zettel mit seiner Telefonnummer, faltete ihn zusammen und steckte ihn in die Manteltasche.

„So Bobby, ab jetzt wohnst du für immer bei mir.“ Bobby machte zweimal „Wuff,“ was soviel hieß wie: Na klar, ich gehöre zu dir.



Es wurde für Kurt Hartmann eines der schönsten Weihnachten seines Lebens und der Beginn einer wunderbaren Freundschaft.

IMMENSTAADER STRANDGUT - DAS ONLINE-LESEBUCH: Copyright by Gerdi Scherer, 88090 Immenstaad 2013 / Mail: stilart@me.com - Bei namentlich gekennzeichneten Texten liegt das Copyright bei den jeweiligen Autoren.

Am Seil

Carin Köberle

Eine kleine Geschichte zur letzten großen Seegfrörne von 1963 – mein Mann Peter war damals gerade dreiundzwanzig Jahre alt.



An einem besonders schönen Hochsommertag saßen wir in Nonnenhorn am Ufer des Bodensees und schauten über die glänzende Wasserfläche, als Peter meinte:

„Genau an dieser Stelle, wo wir heute in der warmen Sonne sitzen, sind wir im Februar 1963 während der Seegfrörne über den Bodensee nach Rorschach gelaufen. Und die Erinnerung daran ist immer noch schön und schaurig zugleich.“

„Welche Wetterbedingungen herrschten damals, daß der See vollständig zufrieren konnte?“

„Der Sommer 1962 war ziemlich regnerisch und nasskalt. Ab November wurde es geradezu knackig kalt – und oft wehte ein eisiger Ostwind.

Der See gefriert aber nur dann ganz zu, wenn durch starken Schneefall einerseits das Wasser auskühlt und es andererseits völlig windstill ist. Sobald Wind aufkommt und sich kleine Wellen bilden, verschwindet die dünne Eisdecke durch das wärmere Wasser aus tieferen Schichten sehr schnell wieder. So weit ich mich erinnere, ist zweimal eine große dünne Eisfläche vom Wind wieder zum Schmelzen gebracht worden.

Jedes mal, wenn ich vom elterlichen Haus an den See lief, sah ich, wie sich am Ufer immer breitere Eiskrusten bildeten. Zuerst blubberte das Wasser noch unter der dünnen Eisdecke, aber ab Mitte Januar wurde das Eis hart und klar wie Glas. Ich habe mir überlegt, wie lange es wohl noch dauern würde, bis man auch bei uns Schlittschuhe laufen könnte.“

„War das denn zu dieser Zeit an anderen Stellen schon möglich?“ fragte ich.

„Klar. Der Kleine See bei Lindau war längst zugefroren, und wir hörten, dass am Untersee schon reges Treiben auf dem Eis herrschte. Es hatte allerdings auch schon ein paar Unfälle gegeben. Im Januar gab es an mehreren Tagen starken Schneefall. Wegen der strengen Kälte waren es ganz kleine, zarte Flocken. Es war,

als ob Frau Holle ein ganzes Heer fleißigster Mädchen zusammengetrommelt hätte, um ihre Wolkenbetten zu schütteln!

Ich arbeitete damals in Lindau. An einem Samstag, Anfang Februar 63, nahm ich auf dem Nachhauseweg einen Anhalter mit. Der Mann erzählte mir, dass er aus der Schweiz käme und zu Fuß über den See nach Lindau gelaufen wäre.

Zu Hause bin ich sofort nochmal runter an den See und habe ein paarmal kräftig gegen die Eisdecke getreten. Beim Abendessen habe ich dann verkündet:

„Morgen früh gehe ich über den See in die Schweiz!“

Peter lachte: „Du hättest die Gesichter sehen sollen: Meinen drei Brüdern ist buchstäblich der Unterkiefer runtergeklappt, mein Vater starrte mich ungläubig an und Mama hat förmlich nach Luft geapost:

„Du spinnst wohl, das kommt überhaupt nicht in Frage!“ Meine Mutter war außer sich.

„Bevor du das machst, gehst du zuerst nach Wasserburg an das Grab vom alten Herrn Spieler, damit du dir darüber klar wirst, wie gefährlich das ist. Dann wird dir diese Spinnerei schon vergehen.“

Da hatte Mama nicht ganz unrecht, aber das sah ich damals natürlich anders. Der alte Spieler war einige Tage zuvor mit dem Fahrrad alleine auf dem Eis unterwegs gewesen, eingebrochen und erfroren.

Nach diesem Gefühlsausbruch meiner Mutter legte sich tiefes Schweigen über die Tischgesellschaft. Irgendwann sagte mein ältester Bruder Eberhard, ohne in Mamas Richtung zu schauen:

„Wenn ich mir das so richtig überlege, der See friert ja nur recht selten zu. Und ob ich das nächste Mal erlebe, ist fraglich. Ich glaube, ich gehe mit dem Peter mit.“

Ich hatte mich in Bezug auf die letzten Seegfrörne schon schlau gemacht und stimmte natürlich sofort zu:

„Die letzte Seegfrörne ist fast hundert Jahre her.“

„Das war 1880“, brummte mein Vater.

Na ja, nachdem Eberhard sich entschlossen hatte mich zu begleiten, wollten meine jüngeren Brüder natürlich auch mit.“

Wieder lachte Peter vor sich hin und schüttelte den Kopf.

„Ich bin sicher, unsere Mutter hätte uns allen am liebsten die Hosen stramm gezogen. Aber wie sollte sie vier jungen Männern im Alter von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren klar machen, dass dieses Abenteuer lebensgefährlich sein könnte? Mein Vater hatte sich zu unserem Vorhaben nicht geäußert, aber als wir zu Bett gehen wollten, sagte er plötzlich:

„Ich gehe auch mit.“

Meine Mutter hat fast einen Ohnmachtsanfall gekriegt: „Seid ihr denn jetzt alle übergeschnappt?“

Wir verzogen uns schnellstens in unsere Zimmer. Mama konnte sehr überzeugend sein, und vielleicht hätte sie uns die ganze Sache doch noch ausgedet.

Am nächsten Morgen waren wir schon kurz vor acht Uhr bereit zum Aufbruch.“

„Was hat man damals bei diesen Temperaturen denn getragen“, unterbrach ich Peter.

„Wir hatten Keilhosen an. Das war damals modern. Dazu trugen wir derbe Lederstiefel, die bis über die Knöchel reichten und dicke, von Mama gestrickte Wollsocken. - Heute frage ich mich, wie sie noch die Zeit fand, Socken und Pullover für uns zu stricken. Ja, und natürlich trugen alle einen dicken Anorak und eine warme - ebenfalls handgestrickte - Pudelmütze und, nicht zu vergessen, wollene Handschuhe. So ausgerüstet standen wir da, als die Tür aufging und unser Vater in Begleitung von Mama erschien. Sie sah uns ziemlich säuerlich an und sagte trotzig:

„Ich kann euch Kindsköpfe doch nicht blind ins Unglück rennen lassen.“
Wir Burschen grinnten heimlich. Mama hatte nämlich ihr Wäscheseil wie ein Lasso über ihre Schulter geworfen. Damals hatte man ja noch die Hanfseile. Wenn ich heute über dieses Rettungsseil nachdenke, habe ich gewisse Zweifel, ob man mit diesem Seil, das vom Spannen teilweise ganz schön abgenutzt war, jemanden wirklich aus dem See hätte retten können.

Mama bestand darauf, daß wir aus Sicherheitsgründen hintereinander gingen und einen Mindestabstand von acht bis zehn Metern voneinander hielten. Die Strecke von Nonnenhorn nach Rorschach auf der Schweizer Seite beträgt hier ungefähr dreizehn Kilometer. Durch die Erdkrümmung ist das Schweizer Ufer nicht zu sehen. Die Sache wurde dann auch recht gruselig. Außer uns war weit und breit keine Menschenseele zu sehen. Die unheimliche Stille durch nur immer wieder durch einen heftigen Knall und seltsam klirrende Geräusche unterbrochen.“

„War das das Eis?“ fragte ich dazwischen.

„Ja, das Eis unter unseren Füßen arbeitete ständig. Die Eisdecke war in diesem Teil des Sees ja nur etwas mehr als zwanzig Zentimeter dick. In den eisigen Nächten zog sich das Eis zusammen, was zu gefährlichen Spalten und Rissen führen konnte, die nur vom Schnee bedeckt wurden. Durch die Erwärmung bei Tag dehnte sich das Eis wieder aus und schob sich teilweise übereinander. Diese Bewegungen verursachten die angsteinflößenden Geräusche. In Langenargen



türmten sich am Ende die Eisschollen am Ufer bis zu zwölf Meter hoch! Und du mußt bedenken, keinen halben Meter unter uns hatte das Wasser mit die stärkste Strömung, und der See ist an seiner tiefsten Stelle über zweihundertfünfzig Meter tief! Ich glaube, da mußte nicht nur ich einige Male den Gedanken an den toten Herrn Spieler verscheuchen, und ich war heilfroh, daß ich nicht alleine war! Heute ist mir klar, warum meine Mutter mitgegangen ist. Sie hatte Angst um ihre Familie. Wahrscheinlich hatte sie die ganze Nacht wach gelegen und überlegt, wie sie ihre Lieben schützen kann und gebetet, dass nichts passiert. Sie war ja eine sehr gläubige Frau.

Mein Vater hat zwar nichts gesagt, aber ich bin überzeugt, daß er aus dem gleichen Grund mitgegangen ist. Wie du weißt, war er als Kriegsgefangener in Sibirien und zudem Spätheimkehrer. Er war also lange genug dort, um zu wissen, was Kälte anrichten kann.“

Mein Mann und ich saßen eine ganze Weile schweigend da. Jeder hing seinen Gedanken nach.

„Und - seid ihr weitergegangen oder seid ihr umgekehrt?“, wollte ich wissen. „Wir sind weitermarschiert. Als wir bereits eine Stunde gelaufen waren, sahen wir, dass sich auch andere Leute hinter uns von Nonnenhorn her auf den Weg nach Rorschach gemacht hatten. Etwa in der Seemitte sahen wir kleine, schwarze Punkte, die auf uns zukamen. Es wurden immer mehr. Das war der Gegenverkehr aus Rorschach. Die Leute waren bestimmt genau so erleichtert, uns zu sehen, wie wir, sie zu treffen. Jetzt wussten wir, dass das Eis trug und konnten uns zudem an deren Spur auf dem Eis orientieren. Jetzt verringerten wir auch den Abstand zueinander. Zum Schluß gingen wir sogar nebeneinander.“



Am Rorschacher Ufer hatte sich schon eine Menge Leute versammelt, und wir wurden freudig begrüßt. Die Schweizer schickten uns zum Gemeindeamt. Dort bekam jeder von uns eine Urkunde mit der Bestätigung der erfolgreichen Seeüberquerung. Wir waren mit die ersten, die eine Urkunde erhielten. Nachdem wir in einer Gastwirtschaft noch einen heißen Kaffee getrunken und uns aufgewärmt hatten, machten wir uns auf den

Rückweg zum Ufer. Da standen die Leute beim Gemeindeamt schon Schlange für die Urkunden.“

„Also hatten an diesem Samstag noch einige die gleiche Idee wie ihr.“

„Oh ja, und ob“, fuhr Peter fort. „Als wir uns gerade wieder aufs Eis begeben hatten, kam ein Auto, ein kleiner DKW, über den See gefahren. Mein Bruder Eberhard sah ihn zuerst und schüttelte sich:

„Uh, der ist aber doch ein bisschen sehr mutig!“

Wir staunten nicht schlecht, als der Fahrer ausstieg – es war Pfarrer Kaiser von Nonnenhorn. Er lachte verlegen und erzählte uns, dass nach ihm noch eine größere Gruppe von Fahrzeugen übers Eis käme:

„Mich haben sie voraus geschickt, weil sie meinen, dass ich über die besten Beziehungen nach da oben verfüge“, begründete er seine waghalsige Fahrt und wies mit der Hand zum Himmel.

Der Rückweg gestaltete sich als die reinste Völkerwanderung. Trotzdem waren wir froh, als wir wohlbehalten, kurz nach Einbruch der Dunkelheit, wieder zu Hause ankamen, vor allem unsere Mutter.

Mein Mann lachte verschmitzt: „Das war zwar nicht mein letzter Ausflug über das Eis in die Schweiz – aber der letzte mit Seil.“

Die Narren

Carin Köberle



Endlich geschafft – Bahnhof Friedrichshafen!
Ich hängte mir die Handtasche über die Schulter, nahm meinen Koffer und stand bereits an der Tür, als der Zug hielt. Meine Freundin Carmen hatte mich bereits entdeckt. Als sich die Tür mit leisem Zischen öffnete, half sie mir beim Aussteigen.

„Ich freue mich so, dass du endlich da bist,“ sagte sie herzlich und schloss mich fest in die Arme.

„Ich mich auch, obwohl ich viel lieber im Sommer gekommen wäre, als im November,“ lachte ich und schob sie um eine Armlänge von mir weg. „Du siehst gut aus,“ stellte ich neidlos fest, „die Gegend hier bekommt dir.“

„Hier ist es immer schön, ob im Sommer oder im Winter,“ sagte sie während wir zu ihrem Auto gingen, das sie vor dem Bahnhof abgestellt hatte.

Carmen war fast einen Kopf größer als ich und mit ihren fünfzig Jahren immer noch so schlank und sportlich wie früher. Vor zwei Jahren war sie nach Immenstaad an den Bodensee gezogen.

„Warum hast du dir die Haare so kurz schneiden lassen,“ fragte ich meine Freundin, die ihr schönes haselnußbraunes Haar immer schulterlang getragen hatte.

„Ach weißt du, im Sommer schwimme ich jeden Tag im See, da sind die langen Haare ziemlich unpraktisch. Gefällt dir mein neuer Haarschnitt nicht?“

„Doch, es sieht gut aus, es ist nur ungewohnt.“

Inzwischen waren wir fast schon am Ziel. Die untergegangene Sonne färbte den kalten Novemberhimmel leuchtend rot. Am anderen Ufer flackerten die Lichter in der Schweiz.

Während Carmen meinen Koffer im Gästezimmer abstellte und meinen Mantel über einen Sessel legte, sagte sie: „Ich möchte dir vorschlagen, dass wir heute Abend zum Essen gehen, ich weiß ein gutes Lokal in der Nähe.“

„Du weißt, ich bin zu jeder Schandtat bereit,“ lachte ich, und mein Magen knurrte beifällig.

Nachdem ich meine Sachen verstaut hatte, fuhren wir in den Nachbarort, nach Kippenhausen. Carmen hatte im Gasthof „Montfort“ einen Tisch für uns bestellt. Als wir zur Abzweigung nach Kippenhausen kamen, überquerte ein Riesenhuhn mit langen gelben Strümpfen und braunem Frack die Straße.

„Was ist das denn,“ rief ich erstaunt und drehte mich um, um noch einen Blick auf die seltsame Gestalt zu erhaschen.

„Das war ein Hennenschlitter.“

„Ein wie bitte, was?“

„Das erkläre ich dir später, wir sind da,“ sagte meine Freundin und wies auf ein renoviertes historisches Gebäude. „Gasthaus Montfort“ stand auf dem beleuchteten Schild.

Die Gaststube war heimelig warm. Die Einrichtung aus hellem Holz wirkte freundlich und gediegen. Eine Bank lief um den gesamten Gastraum und war so gestaltet, dass sich unterschiedlich große Sitznischen bildeten. Alle Tische waren weiß eingedeckt und mit einem kleinen Herbststräußchen dekoriert.

Ich studierte die Menükarte und das Wasser lief mir im Mund zusammen. Ich hatte während der Fahrt von Frankfurt an den Bodensee nur ein etwas zerknautschtes Brötchen gegessen.

„Haben die Damen schon gewählt,“ fragte plötzlich eine Stimme neben mir.

„Ich würde gerne Fisch essen. Was können Sie mir da empfehlen?“ fragte ich.

„Wir haben Bodenseefelchen in verschiedenen Variationen. Oder Sie nehmen den ‘Saibling’ in Müller-Thurgau-Sauce mit Reis und Salat,“ schlug mir die Kellnerin vor. „Und dazu ein Glas Immenstaader Müller Thurgau,“ ergänzte sie ihren Vorschlag.

„Was ist ein ‘Saibling’,“ fragte ich.

„Das ist ein wunderbarer Speisefisch, der ursprünglich in den Großen Seen in den USA beheimatet ist. Vor Jahren wurde er hier im See eingesetzt und ist hier heimisch geworden,“ bekam ich zur Auskunft.

„Gut, ich nehme den ‘Saibling’ und den Wein,“ sagte ich entschlossen.

Carmen wählte einen gemischten Fischteller und auch ein Glas Immenstaader Wein.

„Auf ein paar wunderbare Tage,“ sagte Carmen und wir ließen die Gläser klingen.

„So, und jetzt erklär’ mir bitte die Sache mit dem Huhn.“

Carmen setzte das ‘Ich-weiß-was-was-dunicht-weiß’ Grinsen auf. „Die so genannten ‘Hennenschlitter’ sind der Narrenverein von Immenstaad. Der erste richtige Narrenverein wurde bereits um 1900 gegründet. Der Vereinsvorsitzende wird ‘Narrevater’ genannt.

Erstmals erwähnt wird ein ‘Narrevater’ 1903. Aber den Namen ‘Hennenschlitter’ gab sich der Verein erst nach dem Zweiten Weltkrieg, um 1950 herum,“ dozierte Carmen.



„Das ist zwar alles sehr interessant, aber warum nennen die sich 'Hennenschlitter'? Woher kommt dieser eigenartige Namen?“ wollte ich wissen.

Sie hatte wieder das Grinsen von vorhin im Gesicht. Sie wollte mich nur auf die Folter spannen!

„Der Name 'Hennenschlitter' ist auf ein historisches Ereignis zurück zu führen,“ begann sie endlich. „Fastnacht wird schon seit Jahrhunderten mit lustigem

Treiben gefeiert. Da Immenstaad nur mit Erlaubnis des Klosters St. Gallen in Münsterlingen Fasnetstreiben abhalten durfte, mussten die Immenstaader diese Erlaubnis bezahlen. Sie mussten an das Kloster eine Fuhre Hennen liefern. Einmal, als sie ihre Fuhre Hennen liefern wollten, war der See zugefroren. Man lud die Tiere also auf einen Schlitten und brachte sie ans Schweizer Ufer. Als die Bauern im Kloster ankamen, waren die Hühner tiefgefroren.

Na ja, und wer den Schaden hat, braucht für den Spott natürlich nicht zu sorgen: Die Schlittenfahrer, die es nicht geschafft hatten, die Hühner wohlbehalten, also lebend abzuliefern, wurden zu den 'Hennenschlittern',“ schloss Carmen ihren Vortrag.

Ich lachte laut. Das Wetter hatte die Bauern zu Narren gemacht.

„Konnten sie dann ihre Fasnet trotzdem abhalten,“ fragte ich prustend vor Lachen.

Carmen zuckte mit Achseln. „Keine Ahnung, das ist - zumindest für dieses Jahr nicht überliefert. Ich vermute, dass es die sogenannte Seegfrörne von 1830 war. Überliefert ist aber, dass 1849 das erste politisch motivierte Fasnetsspiel aufgeführt wurde. Da haben die Immenstaader erstmals der Obrigkeit den Narrenspiegel vorgehalten. Heute nennt sich das Ganze 'Hennensuppe'. Da wird

über die politische und die gesellschaftliche Situation, aber auch die Dorfprominenz, die Meinung der 99 % gesagt.“



„Ja, die 99 % sind immer die Narren,“ sagte ich nachdenklich und trank den letzten Schluck Wein. „In ihren Sonntagsreden versprechen dir alle das Blaue vom Himmel! - Wie sagte doch die Merkel? 'Mit uns ist eine Mehrwertsteuererhöhung nicht zu machen'. Die Narren haben ihr geglaubt. Und was hat sie gemacht? -

Und so geht es gerade weiter.“

„Ja, meine Liebe, so ist das. Der Konflikt zwischen dem einen herrschenden Prozent und den neunundneuzig Prozent betrogenen Narren hat sich nicht geändert. Das haben schon die Immenstaader 1849 erkannt,“ nahm Carmen den Faden nochmals auf. „In ihrem Fasnetsspiel im Februar 1849 ging es unter

anderem auch darum, wie die Obrigkeit, die revolutionären Umtriebe der Bürger jener Zeit bekämpfen könnte. Als einer der Spieler, der den Staatsrat darstellte, fragte, wer denn die Kosten für die Bekämpfung des Pöbels, also der Bürger, bezahlen sollte, antwortete der als Großherzog von Baden auftretende Spieler: „Der deutsche Michel“!

Als ich an diesem ersten Abend in Immenstaad in meinem Bett lag, dachte ich noch eine ganze Weile über unser Gespräch nach und stellte mir die Frage: Ist unsere politische und gesellschaftliche Situation der damaligen nicht ungemein ähnlich? Der einzige Unterschied besteht doch darin, dass wir heute schon damit zu Narren werden, in dem wir uns glauben machen lassen, der Souverän eines sozialen Rechtsstaats zu sein.

IMMENSTAADER STRANDGUT - DAS ONLINE-LESEBUCH: Copyright by Gerdi Scherer, 88090 Immenstaad 2013 / Mail: stilart@me.com - Bei namentlich gekennzeichneten Texten liegt das Copyright bei den jeweiligen Autoren.